

Reiner Kunze
zum 70. Geburtstag

„Es gibt ihn, den vers ohne wunde“

Rita Anna Tüpper

„Wenn du ein gedicht schreibst, im herzen also / barfuß bist // meide die plätze, an denen / etwas in dir zerbrach // Das moos / ist den scherben nicht gewachsen // Es gibt ihn, den / vers ohne wunde“ schrieb Reiner Kunze in *auf eigene hoffnung* (1981), dem ersten Gedichtband nach seiner 1977 erfolgten Ausreise aus der DDR. Zu diesem Zeitpunkt leidet der am 16. August 1933 in Oelsnitz/Erzgebirge geborene Dichter und Schriftsteller bereits seit über zwanzig Jahren an den „würgemalen“, die jene staatlichen „stricke“ verursachen, „mit denen man die seelen hängt“: Als Sohn eines Bergarbeiters und einer Heimarbeiterin der Strumpfindustrie bringt es der zunächst überzeugte Sozialist Kunze zum Abitur (1951) und zum Studium der Philosophie und Journalistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Seine 1955 beginnende Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent endet 1959 abrupt kurz vor Beendigung seiner Promotion; im Anschluss an die Veröffentlichung seines ersten Gedichtbandes *Vögel über dem Tau* wirft man ihm vor, die Studenten zu entpolitisieren und konterrevolutionäre Verbindungen zu unterhalten. Zwei Jahre lang arbeitet er daraufhin als Hilfsschlosser im Schwermaschinenbau.

Freischaffender Autor

Häufige Reisen in die Tschechoslowakei befördern unter anderem Kunzes Verbindung zu Jan Skácel, dessen Gedichte er ins Deutsche übersetzt. Hier lernt er auch eine tschechische Ärztin kennen, die 1961

seine Frau wird. Ab 1962 ist der Autor freischaffend im thüringischen Greiz tätig; auch noch Jahrzehnte später und zu großem Ruhm gekommen, weist er immer wieder darauf hin, dass er seine „Autonomie“ als Künstler der Kameradschaft seiner Frau verdanke – ein für Kunze ganz typischer Gestus. In seiner Person und seinem Werk sind Menschlichkeit, das Ehrliche und Verbindliche auf eine seltene und kostbare, beinahe kindgemäße Weise mit künstlerischer Authentizität verwoben. Dieses Phänomen wird nicht zuletzt in den Kindergeschichten (*Der Löwe Leopold*) und Kindergedichten (*Das Kätzchen, Wohin der Schlaf sich schlafen legt*) offenbar, denen in ihrer verständlichen Sprache doch kein Aspekt der Komplexität des Zusammenlebens, menschlicher Wünsche, Enttäuschungen und Vorstellungen fremd ist.

Austritt und Ausreise

1968 tritt Kunze anlässlich des Prager Frühlings aus der SED aus und publiziert seit 1969 in westdeutschen Verlagen (*sensible wege, zimmerlautstärke*). Doch dieses Maß an Unabhängigkeit ist dem SED-Regime unerträglich: Der Prosaband *Die wunderbaren Jahre*, realistische Momentaufnahmen der repressiven Methoden, mit denen die DDR-Jugend gefügig gemacht werden sollte, führt 1976 zum Ausschluss aus dem Schriftstellerverband der DDR, damit gleichsam zum Berufsverbot und schließlich zur Ausreise in den Westen. Die Familie lässt sich bei Passau nieder in dem Bewusstsein, zwar den Staat

gewechselt zu haben, nicht aber die Nation.

Was es bedeutet hat, in der DDR als Staatsfeind zu gelten, ist heute insbesondere aus westlicher Perspektive kaum ohne immer neues Entsetzen und Überwindung eines inneren Widerstandes in seiner ganzen Dimension zu ermessen: So war etwa Kunzes Tochter als junge Frau mit einem Freund zusammengezogen, der, wie sich später herausstellte, auf sie angesetzt war, um die Familie auszukundschaften; er verliebte sich aber schließlich wirklich in sie und nahm sich daraufhin das Leben. Oder die Eltern: Trotz schwerer Krankheit der Mutter, war es dem zu diesem Zeitpunkt schon im Westen lebenden Kunze nicht mehr erlaubt gewesen, sie vor ihrem Tode noch einmal zu sehen; er durfte sie auch nicht zu Grabe tragen.

Retten und behüten

Seine Gedichte umrahmen angesichts solcher Erfahrung einer ins Intimste vordringenden Zersetzungsmacht das „Allerheiligste“ ehrlicher, verbindlicher Zuneigung und Zuwendung wie eine Monstranz. „Es herrscht das Absurde, und die Liebe errettet davor“ (Albert Camus) ist Reiner Kunzes ausdrückliche Lebensmaxime. Sein Schreiben ist kein Aufschrei über das Zerbrochene und weder ein Ratschlag zur Verbesserung noch – trotz aller Konkretion – eine politische Kommentierung. Er scheint auch keine Katharsis im eigentlichen Sinne anzustreben, sondern vielmehr das behüten zu wollen, was heilt oder aber heil doch verletzlich blieb. Hierin liegt die von Kunze unterstrichene Bedeutung des Schönen für die Existenz des Menschen (wie er sie etwa bei der Preisverleihung in Weilheim jungen Menschen gegenüber betonte). Dabei steht der Dichter nicht im Verdacht, einem Refugium das Wort reden zu wollen, denn „Schriftsteller sein heißt auch, das eigene Leben als Konsequenz

des Ästhetischen anzunehmen“ (*Das weiße Gedicht. Essays*). Jenes unzerstörbare Innere, der Ort der Liebe, ist nicht Fluchtpunkt, sondern Voraussetzung für eine radikale Aussetzung seiner selbst, denn „übergroßes leid und übergroße freude / müssen hindurchgehen können durch uns“ (*aufeigene hoffnung*).

Kraftquelle und Zielpunkt der Poesie Kunzes verweisen zugleich auf die Achillesferse des Todes: Immer wieder macht sich Kunze die unausweichliche Sterblichkeit seiner Lieben bewusst und stellt sich dem Gedanken, dass einer zuerst gehen muss. Diese Ausweglosigkeit ist ihm jedoch ganz im Sinne des Sisyphos bei Camus nicht Motiv der Aufgabe, sondern der intensivierten Hinwendung zum Leben. So wird der Augenblick der Nähe noch kostbarer – eine Haltung, die unter anderem in den Titeln der beiden Lyrikbände *eines jeden einziges leben* (1986) und *ein tag auf dieser erde* (1998) zum Ausdruck kommt, wenn auch in der Kunze eigenen unspektakulären Weise.

Blüte und Rückblick

Große Kunst ist nicht selten aus dem Grund tiefer Verzweiflung erwachsen; seltener ist jene, die in stiller Lebensbejahung wurzelt wie die Lyrik Kunzes. Er war schöpferisch nicht angewiesen auf den Treibsatz politischer Verfolgung: Nach eigenem Bekunden ließ ihn die Bundesrepublik erst richtig aufblühen und bescherte ihm die fruchtbarsten Jahre. Inzwischen sind seine Werke in 30 Sprachen übersetzt, er ist Träger des Georg-Büchner-, Geschwister-Scholl-, Georg-Trakl-, Friedrich-Hölderlin-Preises, um nur einige zu nennen; Kunze wurde mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet und begleitete Bundeskanzler Helmut Kohl nach Israel.

Freilich blieb es ihm nicht erspart, die Verwobenheit seiner Biografie mit der DDR-Geschichte durch die Öffnung der Stasi-Akten noch einmal erleben zu müs-

Reiner Kunze feiert am 16. August seinen 70. Geburtstag.

Foto: C. K. Schwarz



sen und dabei, wie er sagt, „in der Seele zu altern“, da die Masken mancher ehemaligen „Freunde“ fielen. Auch dieser Anfechtung ist er mit offenem Visier begegnet, indem er die Akten auszugswise veröffentlichte und vor spektakulären Enttarnungen nicht zurückschreckte. In *Deckname Lyrik* findet sich die erstaunliche Feststellung eines Informanten (1976): „Er (Kunze) machte auf mich einen sehr entschlossenen Eindruck, öffentlich über alles zu sprechen, was ihn bedrückt.“ Diese unbestechliche Direktheit macht Reiner Kunze bis heute zu einem leisen, aber beharrlichen Dichter und Denker, der trotz seiner unaufdringlichen Art Anstoßerregt und Reibung verursacht.

Sein Schaffen wie sein dosiert öffentliches Wirken insgesamt ist eine Fundamentalkritik am lieblos handelnden Menschen überhaupt – gleich ob dies die über

Biografien hinwegschreitende Politik von Schriftstellerverbänden betrifft oder den Umgang mit Kollegen wie Walser, der – so sein Plädoyer – nicht zur „Hexe“ gemacht werden dürfe.

Kunzes Schutzschild, das ihn bei all dem so furchtlos sein lässt, ist wohl die *Aura der Wörter* (so der Titel des jüngsten Buches, 2003), denen er respektvoll ihr Eigenleben zugesteht und die vielleicht aus diesem Grunde so nahe an ihn herankommen, dass sie ihm „aus der Hand fressen“.

Reiner Kunze wird siebzig; an diesem runden Geburtstag gilt es vor allem dies zu feiern, dass einer sich so sehr und so lange treu blieb: „einfach, zurückhaltend, zart, scheinbar ganz bei sich und den Dingen“ (Schmidt-Mühlisch). Er sollte ursprünglich Schuhmacher werden – welch ein Glück, dass er barfuß blieb!



NACHTMAHL AUF DEM ACKER

Reiner Kunze

Wenn großvater am abend
das kräutichtfeuer schürte,
machte er die sterne,
die später über unseren köpfen standen

Wir erkannten sie wieder

Und der mond war ein armer bruder,
der zur sonne betteln ging
(manchmal bekam er etwas,
manchmal nicht)

Ich wußte noch nicht, daß der mond
das vorweggenommene antlitz ist
der erde

Ich war noch nicht Adam,
und großvater ähnelte gott

Damals, als ich noch vom himmel aß

aus: Reiner Kunze, ein tag auf dieser erde,
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt